

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 48
Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rings in weitem Halbkreis um den Bahnhof stehen die großen, ehemals vornehmen Fremdenhotels. Sie sind leer — denn wer besucht heute Deutschland? Einige Duzend — vielleicht auch hundert — Journalisten, die Korrespondenten der Weltpresse, ein paar Kaufleute, ein paar Neugierige, und dann das Geschmeiß der Devissenschieber. Die Rolladen der obern Etagen mit der langen Flucht der Fremdenzimmer sind heruntergelassen; in den Speiseräumen des Erdgeschosses sitzen die Gäste vor ihrem Glas Bier oder einem billigen Mittagessen. Am Tisch nebenan spricht man gerade davon, daß der „Englische Hof“ nächstens eingehe.

Wir schlendern durch die Zeil, die endlos lange Geschäftsstraße Frankfurts. Hier pulst das Leben rascher; hier stehen die mächtigen Warenhäuser und Einheitspreisgeschäfte. Die berühmte Aufforderung: „Deutsche, kauft nicht beim Juden“, hat sich augenscheinlich nicht durchzusetzen vermocht. Gerade diese Häuser erfreuen sich, wie man sofort erkennen kann, eines besonderen Zuspruchs, den zahlreichen S. A.-Leuten zum Trotz die mitten im Halbtage einzeln und truppweise straßauf und -ab marschieren.

Abends begeben wir uns auf den Römerberg, jenen schönen Platz im Herzen des alten Frankfurt, der einem aus Goethes Selbstbiographie bekannt ist. Heute dient er als Theaterbühne und Zuschauerraum. Den ganzen Sommer über werden hier Abend für Abend Freilichtspiele gegeben. Heute ist es die „Jungfrau von Orleans“.

Dort, wo die Gassen auf den Platz münden, ist ein buntes, fröhliches Durcheinander von Publikum, Theaterleuten in farbigen Kostümen — der Werbezetteln verkündet 1500 Mitwirkende — S. A.-Leuten und Stahlhelmen. Man plaudert, man lacht. Nichts mehr vom bedrückenden, trostlosen Grau des Nachmittags. Hörnerstöße. Man strömt zu den Bankreihen. Vor uns steigt die prachtvolle Silhouette des Römers, dessen Brunräume durch viele Jahrhunderte die Krönungsfeierlichkeiten für die Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sahen, in die Nacht empor. Scheinwerfer blitzen auf; der Römer steht in geheimnisvollem, raffiniert abgetöntem Licht. Da ist Johanna mit ihrem Vater und den Nachbarn, und als der Dunois ruft: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!“ — da erhebt sich donnernder Beifall. Nicht von ungefähr, das fühlt man gleich, sind in diesem Sommer 1933 diese Stüde angesehen worden: die „Jungfrau“, „Egmont“, „Gök von Verlichingen“. Propaganda auch hier. Bild um Bild rollt ab, meisterhaft gespielte Einzelszenen, Massendarstellungen von eindrucksvoller Wucht, etwa die Krönung Karls in Reims, wo die Darsteller zu Hunderten vor dem großartigen Hintergrund agieren.

Die Pause löst die Spannung. Man drängt sich um die Handwagen mit heißen Frankfurter Würstel und Brötchen, Bier und Brombeermos. Man schmaust und schwätzt, bis das Hörnersignal die Scharen von neuem vor die Szene ruft. Brot und Spiele ...

Am andern Tag führt uns der Bädeder an die Orte, „die man gesehen haben muß“. Ich gehe hin, obschon ich kein Freund bin all der historischen Stätten, wo man erstens Eintrittsgeld zu bezahlen hat, zweitens muffige Luft atmet, drittens keinen Augenblick allein ist, immer den zudringlichen Führer zur Seite, der leierlastenmäßig seine anmaßenden Erklärungen hersagt und jeden Besucher für einen Esel hält, es sei denn, er bekomme ein ergiebiges Trinkgeld in die Hand gedrückt. Und dann der ganze Markt der gedruckten Führer, der Ansichtskarten und so weiter! Ich bin froh, Goethes Geburtshaus am Großen Hirschgraben hinter mir zu haben.

In der Judengasse, jetzt Börnestraße, steht das Stammhaus der Rothschild, dieses berühmtesten und erfolgreichsten Finanzjudengeschlechts. Hier ist es still; die Tür ist halb-

offen, der Hausflur leer, kein Laut im Treppenhaus. Ich ziehe am Glodenstrang, zweimal, dreimal. Niemand gibt Bescheid. Und doch ist das Haus bewohnt. Von der Straße aus habe ich vorhin gesehen, daß hinter einem geschlossenen Fenster der Vorhang sich bewegte. Da ist die Stiege, die in den Keller geht, von wo der sagenhafte Geheimgang ins Nachbargebäude führt. Meyer Amstel Rothschild, der Begründer des Hauses, hatte ihn graben lassen, um seine Schätze „eintretendenfalls“ hurtig in Sicherheit bringen zu können. Er soll des öftern benützt worden sein, sogar in allerjüngster Zeit. — —

Durch tiefhängende Wolken und peitschenden Regen geht es nordostwärts. Fulda, Bebra, Eisenach. Die Züge fahren merklich langsamer als unsere Bundesbahnen; das Wagenmaterial ist schlechter, abgenützter und weniger sauber, mindestens die Zweit- und Drittklasswagen. Und wir sitzen doch im D-Zug Basel-Berlin. In Weimar steigen wir um und fahren mit dem Lokalizug nach Jena. Hier wollen wir zwei Wochen bleiben. (Schluß folgt.)

Der erste Schnee.

Von Adolf Holst.

Rein, wer hätte das gedacht
Beim zur Schule gehn!
Heute morgen um halb acht
War noch nichts zu sehn.
Keine Flode rings im Kreis —
Jetzt ist alles zuckerweiß.

Wie das wirbelt, tanzt und sprüht!
Weiß ist jedes Haus.
Uns're Schule selber sieht
Wie ein Schneemann aus.
Tunne, Bälle nun gemacht!
Heut' gibt's eine Schneeballschlacht!

Rundschau.

Es wird verhandelt.

Frankreich hat das Kabinett Sarraut nach sehr kurzer Amtsdauer wiederum gestürzt. Es tritt an seine Stelle das Kabinett Chautemps. Verschiedene Blätter betonen, die neue Regierung müsse stark sein, um mit Deutschland erfolgreich verhandeln zu können. „Eine starke Regierung“ würde bedeuten: Mit starker Rückenbedeckung im Lande selbst. Mit dieser Rückenbedeckung hapert's momentan. Niemand weiß, ob sich der neue Premier entschließt, ein verändertes Finanzprogramm vorzulegen, welches entweder die Zustimmung aller Linksruppen oder aber unter Verzicht auf die Unterstützung von dieser Seite die Hilfe der Rechten findet. Jedenfalls dürfte für die Franzosen der Moment gekommen sein, zu wählen, ob weiterhin innerpolitische Gesichtspunkte das außerpolitische Zuwarten maskieren sollen, oder ob man außenpolitisch stabil bleiben und darum die innerpolitischen Fragen durch einen Kompromiß beseitigen will.

Es wird zu Verhandlungen zwischen Berlin und Paris kommen, darüber besteht kein Zweifel. Warum, das hat seine Gründe und eine ziemlich lange Vorgeschichte. Der Meister im Spiel ist Mussolini. Augenblicklich ist sein stärkstes Druckmittel die Drohung, eben-

falls den Völkerbund zu verlassen, falls nicht etwas getan werde, um die berechtigten Forderungen der Deutschen in Betracht zu ziehen.

Aber seine Regie spielt unsichtbar, und niemand überschaut die vielen Fäden, die seine rührigen Diplomaten allerorten spinnen. Zwischen Tokio und Washington, zwischen Angora und London nehmen sie Fühlung, und wenn man aufmerksam gewisse Einzelheiten registriert, so erkennt man ein zielsicheres System, dessen Leitidee immer ein und dieselbe bleibt, nämlich die: Um alle Staatsformen unbekümmert die Verbindungen so zu knüpfen, daß Italien dabei gewinnt, Frankreich aber, der stärkste europäische Rivale, irgendwie zurückmanövriert wird. Verschiedene Früchte reifen auch, ohne daß der Gärtner von Rom sein Besonderes darum tut.

Eine solche Frucht war die Separat-Verhandlung Polens mit Deutschland. Was eigentlich dabei herausgekommen, weiß man nicht im vollen Umfang, jedoch ist die Rede von einer gegenseitigen Garantie der Ostgrenzen und einer Verpflichtung, sich nicht anzugreifen, zwei Dinge, welche man in Deutschland jeder früheren Regierung bitter übel genommen haben würde, und die Material für die frühere Hitlerpropaganda geworden wären.

Es ist möglich, daß Polen diese Extratour aus Bestimmung über den „Viererpakt“ unternommen. Ebenso möglich ist das geheime Einverständnis der beiden Faschismen, sich später gemeinsam gegen das rote Rußland zu wenden. Und im gleichen Hefte könnte stehen, daß diese Absicht auch Mussolini leitet. Jedenfalls ist es so, daß der polnische Schritt Frankreich nahezu verhandlungstüchtig machte.

Nun wurde auch von englischer Seite Berlin und Paris nahegelegt, man würde begrüßen, wenn sich beide im Rahmen des Viererpaktes an den Verhandlungstisch setzen würden, um die Fäden dort aufzunehmen, wo sie in Genf fallen gelassen wurden. „Im Rahmen des Viererpaktes“ heißt soviel wie: England hat diesen Schritt auf Drängen Mussolinis unternommen. Es rät aber auch auf Drängen seiner eigenen besonnenen Politiker, welche Mussolinis Drohungen wohl zu schätzen wissen und der Ansicht sind, man dürfe die Fühlung mit ihm und Hitler nicht verlieren, wolle man nicht auf jede Kontrolle verzichten.

Und nun hat auch schon der französische Botschafter in Berlin, François Poncet, Hitler aufgesucht. Hitler bietet gegen vorzeitige Räumung der Saar (ohne Abstimmung!) ein günstiges Zollabkommen an und beharrt im übrigen darauf, daß Deutschland aufrüste, wenn die andern nicht abrüsten.

Sturm um Roosevelt.

Es gibt heute in Amerika weite Kreise, die erst jetzt Angst vor den Konsequenzen des Roosevelt-Experiments bekommen; sie gesellen sich zu jenen, die von Anfang an gewarnt; diese ersten, und zugleich seriösesten Warner, bisher stumme Zuschauer oder heimliche Minierer, treten aufs Mal schärfer auf; was sie an Argumenten ins Feld führen, wird von den neuen Zweiflern aufgegriffen und mit Hilfe von Mutter Tama aufgeblasen und durch die Staaten getragen, und es könnte sein, daß in sehr kurzer Frist ein Orkan um die Gestalt des Präsidenten tobt, wie man ihn bisher nicht erlebt.

Zwei Rücktritte haben das Signal zu einer schärfern Kampagne der Goldwährungsanhänger gegeben; es handelt sich um zwei Fachleute, die einen Namen haben und darum nicht ungehört sprechen. Der eine ist Pro-

fessor Sprague, der andere Herr Warburg. Warburg hat den „Gehirntrist“ verlassen, weil er durch seinen Rücktritt gegen die „Inflationspolitik“ des Präsidenten protestieren wollte. Auch der Professor Sprague spricht von den Gefahren der Inflation und verkündet, bald werde der Regierung nichts anderes mehr übrig bleiben als die Notenpresse.

Man fragt sich, warum die beiden Herren erst im November gemerkt haben sollten, worin die Maßnahmen Roosevelts bestehen. Vielleicht sind die Gründe, die sie nennen, Fiktionen mit „Hintergründen“.

Sicher ist, daß Roosevelt verschiedenen Ratgebern folgt. Wer gab zum Beispiel den Rat, den Dollar durch Goldankauf zu übersehten Dollarpreisen zu senken, für U. S. A. aber keine Inflation zu machen und eine gleichzeitige Preishausse zu verhindern? Man weiß nicht, welcher Ratgeber aus dem „Gehirntrist“ diesen Trid ausgeheckt — man sieht nun bloß, daß dieser Zirkel unter sich offenbar nicht einig war. Roosevelt erklärt, daß er „an seiner Politik“ nichts ändern werde. An welcher Politik? Hinter sich hat er den Rest seiner Gehirn-Ratgeber. Welche?

Die Gegner arbeiten. Das Direktorium der „Federal Reserve Bank“ spricht sich für die Goldwährung aus und verurteilt jede „künstliche Preishebung“; die amerikanische Handelskammer agitiert in gleichem Sinne. Ein Verein, das „Landeskomitee der Volkswirtschaftler für die Währungspolitik“ setzt sich für dasselbe Ziel ein. Bald wird der Widerstand durchorganisiert sein. Und die Namen Warburg und Sprague, „ehemaliger Berater des Finanzamtes“, werden noch öfters gehört werden.

Allein Roosevelt scheint vorderhand nicht nachgeben zu wollen. Er verheißt, Mitte Dezember 730 Millionen an fälligen Staatspapieren zurückbezahlen zu können „ohne Laufen der Notenpresse“; er behält sich vor, den Preis für angebotenes ausländisches Feingold wieder weiter hinaufzusetzen, wenn die Diskussion seit Spragues Rücktritt sich geflärt. Und an seiner Seite stehen diejenigen, die sich noch erinnern, wie die Lage war, als Roosevelts Experiment begonnen: Das Land vor der Farmerrevolution, die Bankenpleite vor der Tür, die Industrie vor unabsehbarer Katastrophe, größte Arbeitslosenziffer der Welt u. Und in diesen Kreisen fragt man erstaunt: Wohin zurück wollen denn die Kritiker?

Neuestes aus dem Fernen Osten.

Im März, so heißt es, räumen die japanischen Truppen Mandschukuo; den Ordnungsdienst soll die neue mandchurische Polizei aufrecht erhalten. Entweder ist in dieser Meldung die Frucht der neuen russisch-amerikanischen Verbindung zu sehen, oder die Verheißung ist eine Finte. Denn im März ist der Moment da, wo die Bändenkriege aufflammen; während der Winterkälte hört man seltener davon. Vielleicht wird im März etwas anderes erklärt, und Japan tut heute lediglich eine Geste, welche dazu dienen dürfte, die Beziehungen zu Amerika zu entspannen. Eine gleiche hat übrigens auch U. S. A. getan, indem es seine Flotte im atlantischen statt im pazifischen Ozean versammelt. Pessimisten sagen, man habe in den Vereinigten Staaten Angst bekommen vor den 1000 japanischen Marineoffizieren, welche sich als Lenker der Todes-Torpedos anerbieten haben, und das Ganze sei ein Ausweichen vor dieser akuten Drohung. Und wenn Japan Militär aus der Mandchurei ziehe, so sei es, weil dafür andernorts Verwendung sei. Aber wo? China hat seinen neuen Bürgerkrieg in Futen und kann nichts tun.